

GABI STIEF

HANS-PETER WIECHERS



DER MORDVERDACHT

HAT DIE JUSTIZ DIE
KREBSÄRZTIN MECHTHILD BACH
IN DEN TOD GETRIEBEN?

EINE REPORTAGE

zu**Klappen!**



Gabi Stief / Hans-Peter Wiechers

Der Mordverdacht

Gabi Stief / Hans-Peter Wiechers

Der Mordverdacht

Hat die Justiz die Krebsärztin Mechthild Bach
in den Tod getrieben?

Eine Reportage

zu**Klappen!** 

Gabi Stief war Politikredakteurin bei der *Hannoverschen Allgemeinen Zeitung* und hat aus dem Berliner Büro des Blattes über Sozial- und Gesundheitspolitik berichtet. Sie ist für ihre Arbeit unter anderem mit dem Theodor-Wolff-Preis ausgezeichnet worden und erhielt für ihre Reportage *Der letzte Wille. Wann ist ein Leben nicht mehr lebenswert?* den Richard-von-Weizsäcker-Journalistenpreis.

Hans-Peter Wiechers war Gerichtsreporter der *Hannoverschen Allgemeinen Zeitung* und Kolumnist. Er hat als Regisseur und Drehbuchautor zahlreiche Dokumentarfilme produziert und bei zu Klampen das Buch *Harte Zeiten. Menschen in Hannover 1930–1933* (2016) über den Fotografen Walter Ballhause veröffentlicht.

© 2018 zu Klampen Verlag · Röse 21 · 31832 Springe
www.zuklampen.de

Satz: Germano Wallmann · Gronau · www.geisterwort.de
Umschlaggestaltung: © HildenDesign · München · www.hildendesign.de
Bildmotiv: © Michael Thomas
Druck: CPI – Clausen & Bosse · Leck · www.cpi-print.de

ISBN 978-3-86674-584-1

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <<http://dnb.dnb.de>> abrufbar.

Inhalt

Der letzte Tag	7
Das große Vorbild	17
Eine Klinik zum Sterben	29
Kein Platz für lindernde Medizin	37
Die Hetzjagd beginnt	44
Nach Aktenlage	60
Das Duell der Gutachter	76
Ein Richter wird krank	87
Der zweite Prozess	103
Eine kalte Welt	116
Ein Nachtrag	123

Der letzte Tag

Es ist ein milder Januartag im Jahr 2011, als sich der Anwalt Matthias Waldruff auf den Weg zum Landgericht macht. Leichter Regen trübt die Sicht, ab und an hellt sich der Himmel auf und die Sonne schmeichelt.

Auf dem Parkplatz hinter dem Hauptbahnhof wartet eine zierliche Frau auf ihn; sie verschwindet fast unter ihrem Regenschirm. Seit ein paar Jahren treffen sie sich dort immer dann, wenn wieder ein Verhandlungstermin ansteht. Zum Hintereingang des Justizgebäudes sind es nur ein paar Meter und von dort gelangt man unbemerkt von den vielen Kameras und Mikrofonen in die kleine Bibliothek des Anwaltsvereins. Der Raum war in all den Jahren für Anwalt und Mandantin ein wichtiger Ort des Rückzugs, vor Verhandlungsbeginn und in den Pausen.

Mit beiden Händen umklammert die Frau den Griff des Schirms, als suche sie festen Halt. Die akkurat frisierten grauen Haare umschließen ihr blasses, dezent geschminktes Gesicht wie ein Helm. Die Wangen unter der randlosen Brille sind eingefallen. Die schmalen Lippen deuten ein leichtes Lächeln an, als der Anwalt auf sie zugeht. Viele Leute haben ihm erzählt, dass sie früher eine eher korpulente Frau war. Sie aß gern Süßigkeiten. Lächelte nicht nur, lachte. Auf alten Fotos hat sie ein offenes, kein

verschlossenes Gesicht mit feinen Zügen; sie schaut den Fotografen auffordernd an; es ist der Blick einer selbstbewussten Frau. Damals, als ihre Welt noch in Ordnung war. Als sie ein geordnetes, erfülltes Leben führte. Ohne Anfeindungen.

Wer Mechthild Bach zum ersten Mal in ihrem weißen Arztkittel begegnet war, fühlte sich sogar ein wenig eingeschüchtert. Sie strahlte Autorität aus, und eine gewisse Strenge, die sich beim weiteren Kennenlernen aber schnell verflüchtigte. Sie konnte fürsorglich sein; bestimmend und liebevoll zugleich, wenn Patienten ihr ihre Probleme anvertrauten. Sie konnte mitfühlen, ohne sich selbst zu öffnen. Sie blieb für die meisten unnahbar; eine Unbekannte. Freunde gab es nur wenige.

Matthias Waldruff ist seit mehr als dreißig Jahren Anwalt, Strafverteidiger. Er kennt dieses elektrisierende Vorgefühl, wenn man weiß, dass im Gerichtssaal eine entscheidende Wende ansteht. Es ist eine innere Anspannung, die wohl auch ein Skispringer empfindet, der oben an der Sprungschanze auf sein Startsignal wartet. Aber diesmal spürt er noch etwas anderes. Als sie nebeneinander auf dem langen Flur schweigend vom Anwaltszimmer zum Schwurgerichtssaal gehen – er in seiner schwarzen Anwaltsrobe, sie trägt einen hellen Rollkragenpulli unter einem modern geschnittenen Tweed-Blazer – hat er das Gefühl, der Gang sei endlos. Bilder schießen ihm durch den Kopf, als blättere er in einem Album, das bald komplett sein sollte.

Er muss an das erste Zusammentreffen vor vier Jahren denken, damals in ihrem Haus in Bad Salzdetfurth. Ihr erster Anwalt, ein renommierter Münchener Medizinrechtler,

hatte sich mit 65 Jahren in den Ruhestand zurückgezogen. Eine ihrer Praxismitarbeiterinnen kam auf die Idee, den Strafrechtler Matthias Waldraff zu fragen, ob er das Mandat übernehmen könne. Der Anwalt kannte bis dahin den Namen Mechthild Bach nur aus der Presse. Für *Bild* war die 54-jährige Internistin ein »Todesengel«, der wahrscheinlich acht Patienten mit einem Medikamenten-Cocktail aus Morphinum und Valium totgespritzt hat. Der *Spiegel* ging kaum weniger rabiat mit ihr um, nannte sie die »Skandalärztin« und raunte über das möglicherweise größte Todesermittlungsverfahren in der Bundesrepublik.

Als Matthias Waldraff sie kennenlernte, war sie noch eine Kämpferin und überzeugt, dass sich alle Vorwürfe am Ende in Luft auflösen würden. Vier lange Jahren wartete sie damals bereits auf ihren Prozess. Vier Jahre, in denen sie ihren Beruf nicht mehr ausüben durfte. 2004 war sie sogar verhaftet worden. Morgens um 6.40 Uhr, an einem Februartag, standen Polizeibeamte vor ihrer Tür, um sie ins Gefängnis zu bringen.

Sie landete in einer Vier-Bett-Zelle, mit Kleinkriminellen und Prostituierten, die Kette rauchten und hämische Bemerkungen machten, wenn »Frau Doktor« versuchte, Akten zu lesen und ihrem Anwalt zu schreiben. Erst nach 22 Tagen kam sie gegen eine Kaution von 40.000 Euro frei. Der Haftbefehl wurde außer Kraft gesetzt, aber nicht aufgehoben. Einmal in der Woche musste sie sich seitdem im Polizeirevier melden. Dennoch vertraute sie nach wie vor darauf, dass sie bald wieder in ihrer Praxis sitzen würde, um das zu tun, was sie die Erfüllung ihres Leben nannte: die Behandlung ihrer Patienten.

Im Parterre ihres Einfamilienhauses hatte sie ein kleines, nüchtern möbliertes Büro, wo sie zwei Tage lang zusammensaßen und redeten. Der Anwalt und seine potenzielle Mandantin. Er bat sie, von sich zu erzählen. Er musste für sich klären, ob er sich dieser Aufgabe gewachsen fühlte und ob er ihr vertrauen konnte. Schließlich ging es um einen Prozess, der, wie er damals bereits ahnte, ihm auch emotional nahe gehen würde wie kein anderer zuvor.

Er wollte wissen, was diese Frau für ein Mensch ist. Eine arrogante Medizinerin mit Heiligenschein, wie ein Bekannter spottete, der sie als Rednerin auf einem Kongress erlebt hatte? Eine Ärztin mit Helfersyndrom, wie Kollegen vermuteten, die sie nur aus der Zeitung kannten? Er musste von ihrer Unschuld überzeugt sein. Am Ende war er es. Er ist es noch heute. Nach so vielen Jahren.

Es war einiges los in den 72 Verhandlungstagen im großen Schwurgerichtssaal. Während draußen an manchen Tagen demonstriert wurde, wurde drinnen gespottet, gelästert, gegiftet, gestritten – und doziert.

2008, vier Jahre nach der U-Haft, begann der erste Prozess, der bereits drei Monate später platzte, weil ein Richter krank wurde. Dass es keinen Ersatzrichter gab, war ein Skandal; aber keineswegs der erste. Wie im Verlauf der Verhandlung bekannt wurde, hatte einer der drei Richter bereits vor Prozessbeginn seiner Ex-Ehefrau am Telefon anvertraut, dass er die Angeklagte für hundertprozentig schuldig halte, Patienten vorsätzlich totgespritzt zu haben. Er hatte Mechthild Bach zwar noch kein einziges Mal zu Gesicht bekommen; aber er kannte die ersten Gutachten.

Diese Gutachten, vielmehr die Gutachter, sollten fortan den Prozess beherrschen.

Michael Zenz und Rafael Dudziak, zwei Schmerzmediziner, zwei Anästhesisten, an die sich der Patient nach einer gelungenen Operation in der Regel nicht erinnert, im Gegensatz zum Operateur; also zwei Narkoseärzte, Koryphäen in ihrem Fach, wurden vom Gericht als Sachverständige bestellt. Das juristische Lehrbuch sagt, dass dies sinnvoll ist, wenn es sachverständiger Unterstützung bei der Urteilsfindung bedarf. Aber was geschieht, wenn zwei Sachverständige zu gegenteiligen Urteilen kommen. Wenn zwei Mediziner zu widersprüchlichen Diagnosen kommen, die über ein Leben entscheiden? Wird jenem vertraut, der überzeugender und rhetorisch geschulter vorträgt?

Platzt eine Regierung, kommt es zu Neuwahlen. Platzt ein Prozess, wird neu verhandelt. 2009 startete man neu, mit anderen Richtern und korrigierter Anklage. Statt um achtfachen Totschlag ging es nun um dreizehnfachen. Gutachter Zenz, 2003 erstmals von der Staatsanwaltschaft mit der Prüfung von Krankenakten beauftragt, war fleißig gewesen und hatte nachgelegt. Die Schlacht der Gutachter, der Disput der Wissenschaftler, ging in die zweite Runde.

Ein dritter Gutachter sorgte für das, was der Anklage bislang noch gefehlt hatte: ein Motiv. Warum sollte Mechtild Bach getötet haben? Aus Heimtücke und Habgier, erklärte Manfred Schwartau, ein Mediziner im Dienste der Krankenkassen, der sich gern damit brüstet, betrügerischen Ärzten auf die Schliche zu kommen und falsch

abgerechnete Millionenbeträge einzusammeln. Schwartau war es auch, dem die hohe Zahl an Todesfällen auf der Station von Mechthild Bach seltsam erschienen war. Warum wurde in der Paracelsus-Klinik mehr gestorben als in anderen Krankenhäusern?

Eine berechtigte Frage. Doch wollte man die Antwort hören? Es gab Zeugen, die offen darüber redeten. Wenn sterbenskranke Patienten »austherapiert« waren, wenn die Ärzte mit ihrem Latein am Ende waren und freie Betten brauchten, rief man bei Mechthild Bach oder in einer anderen Klinik an und bat sie, einer Verlegung zuzustimmen. Eine Palliativ-Station gab es weder in Hannover, noch in der näheren Umgebung. Palliativ bedeutet, den Schmerz lindern, aber nicht mehr die Ursache der Krankheit bekämpfen. Mechthild Bach tat es: Sie versuchte, mit Medikamenten Schmerzen zu betäuben. Und sie kümmerte sich, sprach Mut zu, gab Hoffnung – auch wenn es keinen Anlass für Hoffnung gab.

Mechthild Bach hat diesem Januartag entgegengebangt. Angstvoll? Nein, eher mit Zuversicht. Diesen letzten Rest an Zuversicht hat sie sich bewahrt, wie einen Schatz. Sie hat in all den zurückliegenden Monaten dem Vorsitzenden Richter Wolfgang Rosenbusch vertraut, seinem Ton nachgespürt, seine Mimik versucht zu deuten. Vertrauen ist wie ein Verzicht auf letztes Wissen, heißt es. Dieser Verzicht endet heute. Denn das Gericht hat überraschend zu einer Zwischenbilanz eingeladen. Kein Urteil, aber ein »rechtlicher Hinweis« soll es sein. Auch Matthias Waldraff hat die Hoffnung, dass dieser Tag für seine Mandantin gut enden wird. Schließlich lautet einer der Grundsätze in

jedem Strafverfahren: in dubio pro rea – im Zweifel für die Angeklagte.

Als Mechthild Bach und ihr Anwalt den Saal betreten, türmt sich vor ihnen eine Wand von Dutzenden Fotografen und Kameralen auf. Der zweite Anwalt, Albrecht-Paul Wegener, sitzt bereits in der Verteidigerbank. Auch Gutachter Rafael Dudziak, 77 Jahre alt, wie Bach ein feinsinniger Musikliebhaber, hat bereits seinen Platz am Tisch vor den Zuhörerbänken eingenommen und nickt ihr höflich zu. Er hat in all den Wochen immer wieder, in jedem der bis dahin verhandelten sechs Fälle, ausgeführt, dass sie nicht töten wollte. Dass die Anklage hanebüchen sei. Dass der Gegengutachter Zenz im Unrecht sei. Das Dokumentieren habe sie vernachlässigt – ja; aber das Sterben hätte kein Arzt verhindern können. Er tat dies in einer eher schwerfälligen Sprache; ein pensionierter Kliniker, der zwar bereits unzählige Male als Sachverständiger vor Gericht aufgetreten ist, aber als Redner nicht brilliert.

Ganz anders der Mann neben ihm. Michael Zenz, Präsident der Schmerzmedizin-Gesellschaft, die er einst mit Kollegen bei einem Kongress in Florenz gegründet hat, trägt gern vor, belehrt gern; seine Ehefrau ist als bezahlte Assistentin immer an seiner Seite. Auch heute. Er meidet den Blick von Mechthild Bach. Wie immer. Er klappt geschäftig seinen Laptop auf, als müsse er noch einmal einen Vortrag durchgehen.

Hinter ihm, auf den Zuhörerbänken sitzen Mechthild Bachs Unterstützerinnen, gut zwei Dutzend ehemalige Patientinnen, die kaum einen Prozesstag verpasst haben. Sie sind Zeugen, die nie geladen wurden; ja, sogar

unerwünscht waren, weil sie für die Angeklagte Partei ergriffen. Dabei hätten sie hundertfach bezeugen können, dass Bachs Krebspatienten nicht nur starben, sondern auch mit ihrer Hilfe den Kampf gegen die heimtückische Krankheit gewannen. Die pensionierte Lehrerin, der im ersten Prozess vom Richter eine Ordnungsstrafe angedroht wurde, weil sie aufgrund ihrer schmerzenden Hüfte beim Eintreten der Kammer nicht aufgestanden war. Die Psychotherapeutin, die schon einige Protestaktionen organisiert hat. Die ehemalige Schwesternhelferin aus der Paracelsus-Klinik, die mittlerweile in Berlin lebt. Oder der Musikdirektor, der sich gern abseits hält und ein guter Freund von Bach ist.

Die Tür hinter der Richterbank öffnet sich und Richter Rosenbusch, seine Kolleginnen Inge Ullrich und Jana Bader und die beiden Schöffen betreten den Saal. Alle Anwesenden erheben sich. Der Geste – den ausgebreiteten Armen, mit denen Rosenbusch allen bedeutet, wieder Platz zu nehmen – folgt ein Rauschen und Räuspern, das an das Wispern von Baumwipfeln im Wind erinnert. Alles verstummt. Die Spannung steigt. Mechthild Bach schaut auf ihre Hände, die gefaltet vor ihr auf dem Tisch liegen.

Der Richter erhebt seine Stimme. Mechthild Bach lauscht, folgt ihm, voller Hoffnung. Doch bereits nach wenigen Minuten verspürt sie eisige Kälte, als sei ein Fenster geöffnet worden. Die Gesichter im Saal verschwimmen. Satzketten treffen sie wie Geschosse. »Es gibt erhebliche Anhaltspunkte«, sagt Richter Rosenbusch, »dass die Angeklagte Opiate in medizinisch nicht indizierten, sehr hohen Dosen verabreicht und damit den Tod verursacht hat.« Alle sechs

Patienten seien nicht eines natürlichen Todes infolge ihrer Grunderkrankung gestorben. »Es deutet vieles auf eine vorsätzliche Vorgehensweise hin.« Ein unbedachter Fehler? »Frau Dr. Bach kannte die Wirkung der Medikamente. Ihre Kompetenz steht nicht infrage.« Die Patienten hätten sich »arg- und wehrlos darauf verlassen, dass ein Angriff auf ihr Leben nicht stattfindet«. Nach wenigen Minuten fällt der Satz, der alles übertrifft: »Es gibt Hinweise auf das Mordmerkmal der Heimtücke.« In zwei von sechs Fällen. Mechthild Bach schließt die Augen. Matthias Waldruff legt seine Hand auf ihre. Der Anwalt hat Mühe sich zu beherrschen, nicht aufzuspringen und das Gericht zu attackieren. Nach zwanzig Minuten ist alles vorbei. Ein Raunen geht durch den Saal. Rosenbusch erklärt die Verhandlung für beendet; die Tür schließt sich hinter Richter, Schöffen und Protokollant. Fortsetzung nächste Woche.

Einer im Publikum hat es geahnt. Der weißhaarige Musikdirektor verharret auf seinem Platz in der hintersten Reihe, während alle um ihn herum nach draußen drängen. Er hat schon seit Langem nicht mehr an einen Freispruch geglaubt. Er hat keinen Prozesstag versäumt, auch wenn er die Stimmung zeitweilig als unerträglich empfand. Er hat den Richter beobachtet, wie er mit seiner Kollegin tuschelte, wenn der Gutachter der Verteidigung vor ihm stand und vortrug. An der Art, wie der Richter nachfragte, meinte er zu merken, dass er den Gutachter nicht ernst nahm. Den der Staatsanwaltschaft schon. Er hat Mechthild Bach nichts von seinen Zweifeln erzählt. Ihm fehlte der Mut. Und nun? Er versucht, ihrem Blick zu begegnen. Doch sie sieht niemanden. Ihr Blick ist leer.

Matthias Waldrapp stützt sie, damit sie nicht stürzt; er führt sie aus dem Saal, zurück über den endlosen Flur in die kleine Bibliothek. Anderthalb Stunden sitzen sie dort. Es fällt kaum ein Wort. Sie weint. Schließlich verabreden sie, sich in den nächsten Tagen zu treffen, um das weitere Vorgehen zu besprechen. Sie nehmen sich zum Abschied in den Arm.

Als zu hart, zu eindeutig und brutal kommentiert Bachs Anwalt an diesem Tag Rosenbuschs Erklärung im Gespräch mit Journalisten. Das Wesen der Ärztin habe sich in der Einschätzung des Gerichts nicht wiedergefunden. Mit dem Mordvorwurf habe er nicht gerechnet. Journalisten fragen ihn, was Mechthild Bach empfinde. Er sagt, sie habe immer gekämpft. Er gehe davon aus, dass sie die Kraft finden werde, um weiterzumachen.

Sogar die Anklägerin ist überrascht über die Einschätzung des Gerichts. »Das ist mehr als das, von dem wir bei der Anklageerhebung ausgegangen sind«, sagt Staatsanwältin Kathrin Söfker. Sie klingt wie eine Boxerin, die überrascht feststellt, dass ihr Faustschlag tödlich war.

Das große Vorbild

»Nichts ist erfolgreicher als der Erfolg«, frohlockte Hartmut Krukemeyer, ein Arzt mit Geschäftssinn und guten Kontakten zu Spitzenfunktionären von Ärzte- und Krankenhausverbänden, Ende der siebziger Jahre in einem Interview: »Die Einnahmen sprudeln.« Heute weiß man: Das hörte so schnell nicht auf. Zehn Jahre später sollte der Gründer der Paracelsus-Kliniken, der Radiologe Krukemeyer, Alleininhaber der größten privaten Krankenhauskette in Europa mit mehr als einem Dutzend Tochterunternehmen in Amerika sein.

Den Grundstein legte er in seiner Heimatstadt Osnabrück, wo er 1970 mit großem finanziellen Einsatz und staatlicher Unterstützung seine erste Praxisklinik eröffnete. Ein Modell, das er sich im kleinen Ort Rochester in Minnesota abgeschaut hatte. Dort hatte die Mayo-Klinik im Laufe der Jahre Weltruhm erlangt. Mediziner, Politiker, Wissenschaftler pilgerten zu diesem Ort in der weiten Prärie, um diese ungewöhnliche Großpraxis kennenzulernen, in der 350 Fachärzte mit modernster Technik an einem Tag etwa 2000 Patienten untersuchten und einige hundert Patienten, deren Diagnose dies erzwang, in kooperierenden Hospitälern aufnahmen und operierten. Ambulante und stationäre Versorgung unter einem

Dach, um Abläufe zu rationalisieren? So etwas war auf dem deutschen regulierten Gesundheitsmarkt bis dato unvorstellbar.

Niedergelassene Ärzte und Krankenhäuser arbeiteten streng voneinander getrennt; beide Versorgungsbereiche hatten eigene Honorarregeln, eigene Budgets, die mit den Krankenkassen ausgehandelt wurden. Kliniken durften in der Regel keine Praxen eröffnen, Praxen keine Betten-Station. Kooperationen, eine sogenannte integrative Versorgung, galten als Experiment und bedurfte einer gesetzlichen Ausnahmegenehmigung.

Krukemeyer gelang das Unmögliche. Er überzeugte Politiker und Verbände; am Ende wurde sein Modell eines Belegkrankenhauses mit sechzehn Facharztpraxen, einer Apotheke und stationären Abteilungen nicht nur von den Spitzenverbänden der Krankenkassen in Niedersachsen im Rahmen einer Ausnahmegenehmigung als Hochleistungsklinik anerkannt, sondern auch im Krankenhausbedarfsplan des Landes aufgenommen, mit Aussicht auf Millionen an Investitionsförderung.

Das Entgegenkommen hatte einen Grund. Seit ein paar Jahren plagten sich Krankenkassen und Gesundheitspolitiker mit der Frage, wie man die explodierenden Kosten für die stationäre Behandlung in den Griff bekommen könnte. Firmengründer Krukemeyer versprach, billiger zu sein als das städtische Krankenhaus um die Ecke. Es waren jene Jahre, als noch mit jedem Krankenhaus individuelle Tagessätze vereinbart wurden und die Dauer des Klinikaufenthalts den Endpreis bestimmte. Erst 2003 wurden sogenannte Fallpauschalen eingeführt. Fortan bestimmte

nicht mehr die Behandlungsdauer oder der ausgehandelte Pflegesatz die Vergütung, sondern die Erkrankung und deren fixer Preis, sei es für die Blinddarmoperation oder den Herzinfarkt.

Unternehmenschef Krukemeyer hielt sein Versprechen. In der Paracelsus-Klinik wurden die Patienten nicht nur schneller entlassen als bei der Konkurrenz, auch die vereinbarten Pflegesätze waren niedriger. Das Geschäft hatte für alle Seiten Vorteile: Während die Kassen sparten, verdiente Krukemeyer gut an den Mieteinnahmen für die Praxen und dem Entgelt für das zentrale Management der Klinik. Außerdem sorgte jede zügige Entlassung für ein freies Bett, das wieder belegt werden konnte. Kenner der Szene beklagten zwar, dass dieses Klinikmodell nicht so gut für Notfälle wie andere Akutkrankenhäuser ausgestattet war. Aber nichts geschah im Verborgenen. Ein Gutachter der Krankenkassen, der später kritisieren sollte, dass die Paracelsus-Klinik keine Intensivbetten bereithielt, musste zugleich einräumen, dass dies nicht ohne Genehmigung der Kassen geschah. Und man war durchaus zufrieden mit dem exotischen Sparmodell. Binnen weniger Jahre eröffnete Krukemeyer weitere Häuser; die Praxisklinik wurde zum Exportschlager.

Anfang der Achtzigerjahre gehörten zum Unternehmen bereits 35 Kliniken, mit 7500 Mitarbeitern und rund tausend Belegärzten. 1982 feierte die Osnabrücker Zentrale einen Neuerwerb vor den Toren Hannovers: Das privat betriebene »Krankenhaus am Silbersee« in Langenhagen wurde Mitglied der florierenden Paracelsus-Familie. Allerdings entschied man sich in Langenhagen, die Organisation

als klassische Belegarztambulanz beizubehalten. Die Abteilungen der Inneren Medizin, Gynäkologie, Geburtshilfe und Chirurgie wurden von Belegärzten geführt, die außerhalb, nicht innerhalb der Klinik ihre Praxen betrieben und für den ständigen Stationsbetrieb Assistenzärzte beschäftigten, die nebenbei auch für die Bereitschaftsdienste zuständig waren.

Auch eine junge Klinikärztin in Lünen hatte etwas zu feiern. Mechthild Bach war gerade einmal 32 Jahre alt, als sie den Zuschlag für eine Stelle als Oberärztin in der Belegabteilung der Inneren Medizin im neu eröffneten 130-Betten-Haus in Langenhagen bekam.

Sie hatte gerade ihre Facharztausbildung im St.-Marien-Hospital in Lünen abgeschlossen, das ein stark christlich geprägtes Behandlungskonzept verfolgt. Nach dem Studium in Münster, einer Assistenzzeit an einer Klinik in Hamm und der Approbation als Ärztin hatte sie sich für die Weiterbildung in der Inneren Medizin entschieden, die früher als »Königsdisziplin« galt und fast alles umfasst, was nicht mit Operationen zu tun hat.

Die Gutachter, die ihr später Totschlag vorwerfen sollten, ließen keine Gelegenheit ungenutzt, um ihr Inkompetenz und eine fehlende Ausbildung zu unterstellen. Dabei ist die Facharztausbildung zur Internistin kein unterhaltsames Volkshochschulseminar. Sie dauert fünf Jahre, gilt als »Königsdisziplin«, und am Ende muss man sich entscheiden: zwischen Klinik oder Praxis, zwischen dem Titel »Hausärztin« oder »Internistin« und zwischen dem mehr ganzheitlich tätigen Arzt, der ein breites Spektrum an Wissen über Medikation, Laborwerten und

Nebendiagnosen seiner Patienten präsent haben muss, oder dem mehr »technisch« tätigen Arzt, der sich auf eine der vielen Disziplinen wie die Kardiologie spezialisiert. Mechthild Bach lag mehr das »Ganzheitliche«.

Sie wuchs in einem christlich geprägten Elternhaus auf. Der Vater führte in Wuppertal-Barmen einen Malereibetrieb und war aktives Mitglied in einer evangelisch-reformierten Kirchengemeinde. Die *Bild*-Zeitung hielt es später für erwähnenswert, dass das Bach'sche Wohnhaus zwischen einer Kirche und einem Friedhof lag.

Mit dreizehn Jahren, so erzählte sie später selbst, verunglückt sie beim Turnen schwer und muss monatelang mit starken Schmerzen und einem Bein- und Fußbruch im Bett liegen. Infolge des Sturzes wird sie lebenslang unter einer Gehbehinderung leiden, leicht hinken und beim Autofahren auf eine Spezialanfertigung angewiesen sein. »Als ich hilflos im Krankenbett lag, habe ich den Entschluss gefasst, Ärztin zu werden«, wird sie vor Gericht erklären. Dennoch studiert sie zuerst Physik und Mathematik, bevor sie nach vier Semestern zur Medizin wechselt. Ihre Doktorarbeit bekommt die Note »Sehr gut«.

1975, sie ist gerade Assistenzärztin in Hamm, wird ihre drei Jahre ältere Schwester Jutta auf dem Weg zur Beerdigung der Großmutter in einer Frankfurter Tiefgarage von ihrem Ehemann erschossen. Sie muss die Leiche der Schwester identifizieren, weil die Eltern es nicht verkraften. Der Mörder wird zu zehn Jahren Haft verurteilt.

Die Schicksalsschläge hören nicht auf. Fünf Jahre später stirbt Mechthild Bachs Mutter wenige Monate nach der Krebsdiagnose. »Dies hat meinen beruflichen Weg

mit beeinflusst«, erklärt sie vor Gericht. »Patienten mit einer chronischen Erkrankung galt schon sehr früh meine Aufmerksamkeit.«

Den Wechsel nach Langenhagen drei Jahre später dürfte sie als Glücksfall empfunden haben. Denn ihr Chef auf der Inneren Abteilung an der Paracelsus-Klinik sollte zwar einer der umstrittensten Mediziner jener Zeit sein, aber unbestritten ein ausgewiesener Onkologe. Mechthild Bach bewunderte ihn: Hans Nieper.

Eingeschworene Anhänger der Komplementärmedizin halten ihn noch heute für ein Genie; bei Schulmedizinern stand er zeitlebens im Ruf eines hochintelligenten Scharlatans. Hans Nieper wuchs in einer hannoverschen Arztfamilie auf; Urgroßvater Ferdinand Wahrendorff war Gründer eines psychiatrischen Krankenhauses in Ilten bei Hannover. Bereits Niepers Promotion ließ ahnen, dass sich der junge Medizinstudent seine berufliche Zukunft nicht in einer kleinen Praxis auf dem Land erträumte. Anfang der Fünfzigerjahre beschäftigte er sich in seiner Doktorarbeit mit der sogenannten Boeckschen Krankheit und erklärte sie zu einer Autoimmunkrankheit. Konnte ein Immunsystem verrückt spielen und sich selbst schaden? Heute stellt niemand mehr diese Frage; damals wurde Nieper für seine Diagnose verlacht. Seiner Laufbahn als Verfechter einer alternativen Krebstherapie sollte dies nicht schaden.

Zwei Jahre lang arbeitete er am Freiburger Krebsforschungszentrum. 1958 wechselte er für weitere zwei Jahre ans Paul-Ehrlich Institut in Frankfurt. Den Sommer 1960 verbrachte er zum ersten Mal am Sloan-Kettering-Krebs-

forschungsinstitut in New York, dessen Wissenschaftler in den siebziger Jahren mit Forschungen über Laetrile, einem Bitterstoff, der unter anderem in Aprikosenkernen und Mandeln steckt, Furore machten.

Die Nachricht, die Substanz Laetrile könne möglicherweise Tumore am Wachstum hindern und die Bildung von Metastasen stoppen, heizte die Nachfrage nach diesem Wundermittel an, nicht nur in Amerika, auch in Deutschland. Von dem Boom profitierten vor allem Ärzte wie Hans Nieper, die den Einsatz von Zellgiften in der Krebstherapie als dritte Wahl zu Skalpellen und Bestrahlung seit Längerem kritisch sahen und stattdessen auf nicht-toxische Substanzen wie Vitamine, Pflanzenextrakte, Insekten und Mineralien schworen, um die körpereigenen Abwehrmechanismen der Patienten gegen Krebs zu stärken.

Nieper fehlte es dabei nicht an Geschäftssinn. Im Laufe der Jahre entwickelte er Dutzende Naturheilverfahren wie die Autoimmun-Therapie, die Aufbereitung von Eigenblut mit Immunglobulinen, die noch heute von Heilpraktikern angeboten wird. Er experimentierte in seinem Labor in Aschaffenburg mit pflanzlichen Stoffen, kombinierte Mineralstoffe mit Vitaminen für die Krebstherapie, war Gastredner auf Kongressen und Mitglied unzähliger wissenschaftlicher Gesellschaften und Akademien.

Er warb zeitweilig für den Einsatz von Selen, Ananas und Beta-Carotin und für spezielle Anti-Krebs-Diäten und behandelte Tausende Multiple-Sklerose-Patienten erfolgreich mit EAP-Salzen, die der deutsche Chemiker Franz Köhler entdeckt hat. Gemeinsam mit der Medizinischen Hochschule Hannover testete Nieper die Substanz auch

bei chronischen Lungenerkrankungen und Diabetes. Die angeblich positiven Ergebnisse wurden nie veröffentlicht.

Den Namen für Niepers Denkschule lieferte Ende der sechziger Jahre ein Gleichgesinnter in Amerika, der Chemie-Nobelpreisträger Linus Pauling. Er erfand die »orthomolekulare Medizin«, die ausschließlich Substanzen biologischen Ursprungs verwendet. 1974 lernte Nieper den 73-jährigen Pauling bei einer Veranstaltung in Washington persönlich kennen. Beide verstanden sich auf Anhieb; beide waren erklärte Gegner der Pharma-Industrie, die die Medizin ihrer Ansicht nach aus purem Profitinteresse in die falsche Richtung treibt. Pauling war überzeugt, mit hochdosierten Vitaminpräparaten die meisten Krankheiten heilen zu können, was ihm den Spott der Wissenschaft einbrachte.

1990, acht Jahre vor seinem Tod, gründete Nieper mit Kollegen die Deutsche Gesellschaft für Onkologie, die sich noch heute für Naturheilverfahren als ergänzende Krebsbehandlung einsetzt.

Damals machte Nieper aus einem unscheinbaren Vorort von Hannover einen Sehnsuchtsort prominenter Hollywoodgrößen. Sein Ruf als unorthodoxer Krebsspezialist, der Laetrile im großen Stil einsetzt, war in Amerika legendär. Ende 1983 reiste der an Lungenkrebs erkrankte US-Schauspieler Yul Brunner nach einer mehrwöchigen Strahlentherapie mit seiner Familie nach Langenhagen, um sich in der Paracelsus-Klinik eine karottenbasierte Vitamin-Diät verordnen zu lassen.

John Wayne, Anthony Quinn, William Holden und Fred McMurray folgten. Auch die Schwester des berühm-

ten Pianisten Yehudi Menuhin wurde Niepers Patientin und vertraute auf die Infusionen in der Paracelsus-Klinik. Die Sängerin Nancy Sinatra lobte Hans Nieper als »fabelhaften Menschen, anerkannten Wissenschaftler und wunderbaren Arzt«. Nieper reiste angeblich sogar in die USA, um den an Darmkrebs erkrankten amtierenden US-Präsidenten Ronald Reagan heimlich zu behandeln. Reagan wurde 93 Jahre alt. Yul Brunner starb zwei Jahre nach seiner Karotten-Diät.

Aber auch weniger prominente Patienten pilgerten nach Langenhagen und zahlten viel Geld für Niepers Infusionen und Cocktails aus Vitaminen, pflanzlichen Substanzen und Mineralien. Fast immer ging es um Krebs. Einige kamen, um nach Operationen oder Therapien wieder zu Kräften zu kommen. Andere absolvierten das konservative Programm der Chemotherapie, ergänzt durch Nieper'sche Aufbaumittel aus der Natur.

Wenn der Chef auf Reisen war – was immer häufiger vorkam, seitdem er auch noch Präsident der Deutschen Vereinigung für Schwerkraft geworden war – musste sich die junge Oberärztin Bach um die Patienten auf der Station kümmern. Ein Sechzehn-Stunden-Tag war keine Seltenheit. Aber Mechthild Bach klagte nie. Sie lernte viel von Nieper, übernahm einige seiner Therapien und teilte seinen ganzheitlichen Blick auf die Patienten. Aber die Nährstoff-Cocktails, die sie verordnete, hat sie nie selbst angemischt. Das gute Verhältnis der beiden endete, als Mechthild Bach nach einem Unfall eine längere Zeit im Rollstuhl sitzen musste. Er zeigte wenig Verständnis für ihre Lage. Eine Auszeit seiner Assistenzärztin passte nicht in seine Pläne. Da er

selten präsent war, musste sie von den Krankenschwestern im Rollstuhl zu den Notfallpatienten gefahren werden.

Bach war nicht die einzige Nieper-Schülerin in Langenhagen. Ein paar Jahre später tauchte ein zweiter Belegarzt auf der Station der Inneren Medizin auf, mit dem sich Bach nicht gut verstand. Joachim L. teilte mit Nieper vor allem das Talent der medialen Selbstvermarktung. Der niedergelassene Internist machte sich bundesweit einen Namen als Borreliose-Spezialist und warb – passend zum Klinikimage – mit alternativen Methoden. Patienten klagten später, sie hätten Zehntausende Mark für vermeintliche Wundermittel gezahlt. Am Ende seien es Infusionen mit den üblichen Antibiotika, versetzt mit Mineralien, gewesen.

Wenn Helden stürzen, kann es passieren, dass sie andere in ihrem Umkreis mitreißen. Der Internist L. wurde in gewisser Weise Bachs Verhängnis. Seine überaus erfolgreiche Laufbahn endete im Jahr 2003 überraschend mit seinem Rauswurf aus der Klinik. Einer der Assistenzärzte hatte ihn wegen Abrechnungsbetrugs bei den Krankenkassen angeschwärzt. 2009 wird er von der Wirtschaftsstrafkammer Hildesheim wegen Betrugs in 28 Fällen zu einer Haftstrafe von zwei Jahren auf Bewährung verurteilt. Außerdem muss er vier Mal im Jahr in öffentlichen Einrichtungen Vorträge über sein Spezialgebiet, die Borreliose, halten.

Der Richter hält dem Verurteilten zugute, dass er kein klassischer Betrüger sei – »sondern ein Arzt, der seine Praxis am Laufen halten wollte.« L. hatte sich Kredite erschlichen und war Millionen-Rechnungen schuldig ge-

blieben. Die Tragödie von Mechthild Bach hätte es ohne den »Fall L.« womöglich nicht gegeben.

Und hätte es den »Fall L.« ohne die Paracelsus-Klinik gegeben? Verleitet das Belegarztsystem zum Betrug, wie die AOK Niedersachsen in jenen Jahren meint? Im April 2004 versucht die Klinikzentrale, den Imageschaden zu beheben, indem sie die Belegbetten auf der Station der Inneren Medizin in Langenhagen abschafft und Ärzte fest anstellt. Man sei überzeugt, dass den modernen Anforderungen einer qualifizierten Inneren Medizin in der Grundversorgung mit angestellten Ärzten am besten entsprochen werden könne, teilt das Unternehmen mit.

Im gleichen Jahr wird dem Firmengründer posthum ein kleines Denkmal gesetzt. Das Modell Praxisklinik wird (sage und schreibe) drei Jahrzehnte nach der Einführung gesetzlich abgesegnet. Eine Gesundheitsreform erlaubt erstmals die Zulassung Medizinischer Versorgungszentren und Modelle der Integrierten Versorgung. Im Geschäftsbericht vermerkt der Paracelsus-Klinikkonzern, Deutschland habe in den zurückliegenden Jahrzehnten die Trennung zwischen ambulanter und stationärer Akutmedizin nicht wirksam aufheben können. Es fehlten ausreichende wirtschaftliche Anreize und der Kooperationswille auf beiden Seiten. Die Paracelsus-Kliniken seien die große Ausnahme gewesen.

Aber auch die Erfolgsserie der Familie Krukemeyer endet irgendwann. Im Dezember 2017 stellen die Paracelsus-Kliniken beim Amtsgericht Osnabrück einen Antrag auf Insolvenz in Eigenverantwortung. Branchenkenner sprechen von Managementfehlern; Umstrukturierungen und

eine Spezialisierung auf wenige Fachabteilungen seien aus Kostengründen über Jahre versäumt worden. Betroffen sind bundesweit vierzig Einrichtungen mit 5200 Mitarbeitern, darunter in Niedersachsen die Kliniken in Langenhagen und Osnabrück sowie eine Rehaklinik in Bad Gandersheim. Im April 2018 übernimmt die Schweizer Beteiligungsholding Porterhouse die Krankenhaus-Gruppe.